

„Der unwahrscheinliche Krieg – Schlafwandelnd in den Untergang“

Keynote von Prof. Dr. Sir Christopher Clark (University of Cambridge)

Bei dem nachfolgenden Text handelt es sich um ein Transkript der Keynote von Prof. Dr. Sir Christopher Clark. Strukturen der gesprochenen Sprache wurden in einigen wenigen Ausnahmefällen sanft den schriftsprachlichen Konventionen angepasst. Inhaltliche Änderungen erfolgten durch die Transkription nicht. Es gilt das gesprochene Wort.

Verehrte Hoheiten, Exzellenzen, liebe Kollegen, sehr verehrte Damen und Herren, ich möchte mich im Namen der Referenten herzlich bedanken für die Einladung hierher zum Symposium „Schicksalsgemeinschaft – Europas Zukunft 100 Jahre nach dem ersten Weltkriegsende“ und natürlich auch bei den Stiftungen der Leipziger Sparkasse. Es war besonders schön übrigens, gestern das Hubertusburger Schloss kennenlernen zu können, weil für mich dieses Schloss wichtig war als der Ort eines Friedens – kein Schauplatz des Krieges, sondern der Ort, wo der Siebenjährige Krieg beendet wurde durch einen Frieden, der allerdings nur den Status quo ante bestätigt hat, aber trotzdem eine lange Phase relativer Stabilität und Kriegslosigkeit jedenfalls im deutschen Europa eingeleitet hat. Daran sieht man, dass nicht nur der Krieg, sondern in Europa auch der Frieden über eine lange und tiefe Geschichte verfügt.

Am frühen Vormittag des 28. Juni 1914, als der österreich-ungarische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau Sophie Chotek am Sarajevoer Bahnhof ankamen, um der Hauptstadt Bosniens einen feierlichen Besuch abzustatten, herrschte in Europa Frieden. Und hätte man die am besten informierten Staatsmänner des Kontinents an jenem Vormittag gefragt, wie groß sie das Risiko eines großen europäischen Krieges einschätzen würden, dann hätte die Mehrzahl von ihnen, wenn nicht alle, wohl gesagt, ein kontinentaler Konflikt sei in den letzten 18 Monaten unwahrscheinlicher geworden. Schließlich hätte man die Balkankriege der Jahre 1912 und 1913 – schreckliche und sehr blutige Kriege für die beteiligten Staaten, die einen großen Zoll an Menschen und Geld verschlungen haben – überwunden, ohne einen großen europäischen Krieg auszulösen.

Wenn damals stärkere Spannungen zwischen den europäischen Großmächten zu verzeichnen waren, betrafen diese die Verhältnisse innerhalb der beiden Bündnisblöcke, nicht aber diejenigen zwischen Entente und Dreibund. „Seitdem ich am Foreign Office beschäftigt bin“, schrieb Arthur Nicolson, ein hoher Funktionär am britischen Foreign Office, Anfang Mai 1914, „seitdem ich am Foreign Office bin, habe ich keine so ruhigen internationalen Gewässer erlebt.“ Es handelte sich hier gewiss nicht um eine Sternstunde der diplomatischen Prognose.

37 Tage nach dem Doppelattentat in Sarajevo befand sich Europa jedoch in einem Krieg, der zu einem Weltkrieg ausarten sollte, und dieser Krieg ist zu Recht von George F. Kennan zuerst als die ‚Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts‘ bezeichnet worden. Ich bin sehr froh, dass darüber gesprochen wurde, dass ich Australier bin. Australien ist keine Kolonie Großbritanniens mehr. Für die Australier war dieser Krieg natürlich keine Urkatastrophe, das war die Geburtsstunde unserer Nation, trotz des hohen Blutzolls. Und für andere Länder auch, für Polen zum Beispiel ist es ebenfalls eine Feuertaufe des wiederauferstehenden polnischen Nationalstaates. Das kann man nicht verallgemeinern, das kann man nicht universalisieren. Aber trotzdem finde ich den Begriff berechtigt, denn dieser Krieg verschlang vier große Reiche: Das

russische, das deutsche, das österreich-ungarische und das osmanische Vielvölkerreich. Viel wichtiger: Er verschlang auf seinen zahlreichen Schlachtfeldern die Leben von etwa 10 Millionen junger Männern. Zu den vielen verheerenden Verwundungen, die im visuellen Gedächtnis dieses Krieges eine prägende Rolle gespielt haben, gibt es heute keine zuverlässige Gesamtstatistik, aber die Schätzungen schwanken etwa zwischen 15 und 21 Millionen Männern. Und ich meine hier nicht leicht verwundete, die schon im Theater behandelt wurden, sondern ich spreche von schwer verwundeten Männern, die sozusagen die Spuren dieser Wunden lebenslang mit sich mitgetragen haben. Und Menschen meiner Generation aus Australien beispielsweise, aber das ist in Deutschland sicherlich nicht anders, erinnern sich an ältere Männer aus der Kindheit, Verwandte oder Freunde der Familie, die die Nachwirkungen dieser Verwundungen mit sich trugen und tragen sollten bis ins Grab.

„Aus diesem epochalen Desaster“, betont der amerikanische Historiker Fritz Stern „ergaben sich alle folgenden Katastrophen des 20. Jahrhunderts.“ Der Aufstieg und die Machtergreifung des Faschismus in Italien ist ohne diesen Krieg kaum vorstellbar, ebenfalls die Oktoberrevolution im Russischen Reich. Dagegen hatten viele Zeitgenossen doch so etwas wie die Februarrevolution vorhergesagt – den Kollaps der zaristischen Autokratie, begleitet von einer Machtübernahme vielleicht von einer losen Gruppe von mittleren Duma-Parteien, zu denen sich vielleicht noch rechte Sozialdemokraten gesellt hätten.

Man wusste ja um die Fragilität des zaristischen Staates. Aber die Oktoberrevolution der Bolschewiken und die darauf folgende Erstellung eines Einparteienstaates neuen Typs war ein Phänomen, das es in der Weltgeschichte noch nicht gegeben hatte. Und der folgende russische Bürgerkrieg, der wiederum mindestens fünf Millionen Menschenleben verschlang, wäre ohne diesen Krieg wohl auch niemals eingetreten. Ohne diesen Krieg wäre es auch wahrscheinlich nicht zu dem Siegeszug des Nationalsozialismus in Deutschland gekommen und damit natürlich auch nicht zum Holocaust. Mein ehemaliger Cambridge-Kollege Adam Tooze, nun an der Columbia University lehrend, hat im Jahre 2015 ein Buch geschrieben, „Sintflut“, dessen zentrale These lautet, dieser Krieg habe das gesamte internationale System aus den Fugen gehoben, mit Konsequenzen, zum Beispiel im Nahen Osten, mit denen wir heute noch leben müssen.

Die Debatte um die Entstehung dieses Krieges ist alt, ja sie ist so alt wie der Krieg selbst. Sogar älter, denn das Argumentieren darüber, wer schuld sei am Ausbruch des Krieges, fing an, bevor die ersten Schüsse gefallen waren. Und seitdem hat ein jahrhundertlanges Gespräch unter den Historikern stattgefunden, ein breitgefächertes, internationales, differenziertes und vor allem sehr umfangreiches Schrifttum, ein literarisches Erbe, das in der Geschichtsschreibung wohl einmalig ist. Es gibt sonst nichts wie die Debatte um den Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Der US-Historiker John W. Langdon hat in seinem 1991 bei Oxford University Press erschienenen Buch „The Long Debate“ geschätzt, es gebe inzwischen 25.000 einschlägige Bücher und Artikel auf Englisch allein. Und die Schreibflut hat seitdem nicht nachgelassen, eher im Gegenteil. Auch in den letzten Jahren sind wichtige Werke erschienen, die neue Einsichten bieten und neue Akzente setzen. In den kommenden Wochen und Monaten werden wahrscheinlich auch weitere erscheinen. So alt die Debatte um die Gründe für den Ausbruch dieses Krieges sein mag, das Problem, das ihr zu Grunde liegt, ist noch frisch. Es ist heute in mancher Hinsicht

sogar noch frischer, als vor 20 oder 30 oder 40 Jahren. In den 1970er Jahren, als ich diesem Thema als Schüler auf dem Gymnasium in Sydney, Australien zum ersten Mal begegnet bin, hatte sich um den Ausbruch dieses Weltkrieges ein gewisser antiquarischer Charme entwickelt. In den herrlichen Populärhistorien von Barbara W. Tuchman, „August 1914“ („The Guns of August“) oder „Der stolze Turm“ („The Proud Tower“), Bücher die auch hierzulande viel gelesen wurden und noch werden, erschienen die Krisenjahre des Vorkrieges wie ein farbenreiches Historiengemälde. Tuchman stellte prächtige Uniformen dar, seltsame Sitten, exzentrische Persönlichkeiten.

Sie schildert so zum Beispiel Lord Salisbury auf dem Weg zum britischen Unterhaus auf seinem Dreirad sitzend, ein Dreirad, das er übrigens selbst hergestellt hatte. Geschoben von seinem Kammerdiener James – das eigentümliche Gefährt musste geschoben werden, weil es keine Pedale hatte. Tuchman beschreibt, wie Lord Salisbury die kleinen Hügel in St. James Park mit flatterndem Frack herunterrollte: „Push James, Push!“ Sehr genau ging sie auf die Willkürlichkeiten der Habsburger Hofetikette ein, schilderte, welche Babys zum Beispiel in welchen Reihenordnungen am Hof präsentiert werden durften. Ging auf die extravaganten Speisekarten bei Gala-Dinners und überhaupt auf das ein, was David Cannadine den ‚Ornamentalismus‘ dieser Zeit nannte.

Und die Annahme verfestigte sich unbemerkt, das seien wohl Menschen aus einer verschollenen und vielleicht auch noch todgeweihten Welt gewesen. Wenn ihre Helme mit riesigen grünen Straußenfedern geschmückt waren, dann waren vielleicht auch ihre Gedanken und Ideen und Argumente mit solchen Ornamenten ausgestattet. Das seien wohl keine Zeitgenossen mehr, sondern gestrige Menschen, Ideen und Argumente, die mit der heutigen Welt wenig gemeinsam haben und uns nicht direkt ansprechen können.

Wirft man jedoch ein Auge auf die Ereignisse der Sommerkrise 1914, dann ist man doch erstaunt von der hohen, von der rohen Aktualität. Von der Modernität des Geschehens. Die Krise fing nämlich mit einem Autokorso an. Vergegenwärtigt man sich das Bild der Wagen auf dem Appell-Kai in Sarajevo, dann fühlt man sich an Dallas im November 1963 erinnert. Es ist geradezu unmöglich, sich die Ereignisse im Kopf durchzuspulen, ohne diesen flackernden Film vom Attentat in Dallas im Hinterkopf vor sich zu haben.

Ausgeführt wurden die Morde von einer Gruppe von Selbstmordattentätern – und das im wirklichen Sinne, denn die jungen Männer, es waren sieben an der Zahl, die sich in Sarajevo versammelt hatten, um den Thronfolger niederzustrecken, waren ja nicht nur mit Bomben und Pistolen ausgestattet, sondern auch mit Zyankali, mittels dessen sie laut Anweisung nach Erledigung ihrer Aufgabe sich das Leben nehmen sollten. Und die beiden aktivsten Kommandos, Nedeljko Čabrinović und Gavrilo Princip, haben beide versucht, sich das Leben zu nehmen. Das hat zwar nicht geklappt, weil das Gift eine schlechte Qualität hatte, es war verrottet, war nicht mehr wirksam, aber sie haben es beide versucht, das ist das Wichtige.

Radikalisiert wurden diese jungen Männer durch ein irredentistisches Milieu, welches wiederum durch einen regelrechten Toteskult gekennzeichnet war, durch eine quasi religiöse Verherrlichung der Selbstopferung, der Rache und des Attentates. „Ich will wie eine Fackel brennen für mein Volk“, schrieb der verstorbene

Selbstmordattentäter Žerajić, der sich 1910 nach einem verfehlten Attentat auf den österreichischen Landeschef von Bosnien das Leben nahm. Am letzten Abend vor dem Sarajevoer Attentat hielt sich Princip am Grabe des verstorbenen Žerajić auf, ja er legte sogar Blumen dorthin, wenn auch die österreichischen Gerichtsprotokolle etwas böse anmerkten, diese Blumen seien nicht eigens für Žerajić gekauft worden, sondern von anderen Grübern gestohlen. Das schätzt man ja an den Österreichern, dass sie so etwas merken, den meisten wäre das entgangen. Wer fragt sonst nach der Herkunft der Blumen.

Jedenfalls sagt dieses wiederholte Aufsuchen des Grabes eines toten Selbstmordattentäters vieles über die Kultur dieser irredentistischen Untergrund-Netzwerke aus. Als ich auf der Schule von diesen Einzelheiten erfuhr, erschienen mir diese jungen, sehr fremden, fast unverständlichen Gestalten fest eingeschlossen in einer fernen Vergangenheit. Heute ist uns jedoch aus naheliegenden Gründen die Figur des Selbstmordattentäters gar nicht mehr so fremd.

Auch in anderer Hinsicht haben sich unsere Perspektiven auf die damaligen Ereignisse verschoben. Der Angriff auf die zwei Türme in New York machte uns auf die gestaltende, verwandelnde Kraft eines Ereignisses, eines Terroraktes aufmerksam. Und das ist nicht unwichtig, denn unter meinen Kollegen, nicht unter den hiesigen, aber unter manchen Kollegen war zeitweilen die Kategorie „Ereignis“ sehr unmodisch. Man sprach nicht mehr von Ereignissen, sondern nur von Strukturen.

Und nach den jugoslawischen Kriegen der 1990er Jahre sind wir vielleicht weniger geneigt, die Energie des Gewaltpotenzials des damaligen balkanischen Nationalismus zu übersehen. Wir sehen in ihm einen eigenständigen geschichtlichen Faktor.

Die Sommerkrise von 1914 mag also in einer größeren zeitlichen Entfernung von uns stehen, sie ist uns aber paradoxerweise näher als vor 10, 20 oder 30 Jahren, denn erst langsam ist es uns klar geworden, was genau das Ende der bipolaren Stabilität des Kalten Krieges für die Entwicklung des globalen geopolitischen Systems bedeutet. Wir befinden uns, wie die Zeitgenossen des Jahres 1914, in einer, und das ist schon angesprochen worden, in einer zunehmend gefährlicher werdenden, multipolaren Welt. Die Julikrise vom Jahre 1914 spricht uns also an.

Was will sie uns aber sagen? Ich glaube zwar nicht, dass die Geschichte uns kompakte Ratschläge bieten kann, das ist ein Problem für die meisten Historiker: Wir glauben nicht, dass man Ratschläge oder Lehren aus der Geschichte beziehen kann. Und deswegen, wenn wir bei Talkshows oder in Radio-Interviews gefragt werden, was sind die Lehren? Dann fangen wir an zu differenzieren, wir sagen: Die Analogien sind immer partiell – da ist es kein Wunder, dass wir oft nicht wieder eingeladen werden.

Ich möchte mich dennoch über diese für meine Zunft charakteristische Skepsis ganz kurz hinwegsetzen und versuchen, doch den Ereignissen, die den Ersten Weltkrieg zustande gebracht haben, doch ein paar, und damit werde ich abschließen, ein paar kurze Einsichten, nicht Lehren, aber vielleicht Einsichten ganz allgemeiner Art abzugewinnen. Und das sind ja nur vier an der Zahl, das ist keine erschöpfende

Liste, aber nur vier Einsichten, die man sozusagen diesen Ereignissen von damals abgewinnen kann.

Erstens: Die Tatsache, dass eine Krise ohne Krieg wieder abebbt, ist an sich kein Grund zu glauben, dass die nächste ebenso ungefährlich ausgehen wird. Die Zeit vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges war durch eine lange Kette von Krisen geprägt: die Marokkokrise, die Bosnische Annexionskrise, die Agadir-Krise, der erste Balkankrieg, der zweite Balkankrieg, die Winterkrise 1912/13, und dazwischen gab es immer wieder Zeiten der Entspannung. Friedrich Kießling hat sehr deutlich gezeigt, dass das europäische Staatensystem ebenso fähig war, Phasen der Entspannung wie Phasen der Polarisierung hervorzubringen. Es gab also keinen linearen Weg in den Krieg. Keine stetige Potenzierung der Aggressivität, bis ein Krieg unausweichlich wurde. In dem bedeutenden Essay-Band „Der unausweichliche Krieg“ hat der in Großbritannien lehrende deutsche Historiker Holger Afflerbach auf jene Momente hingewiesen, wo die Gefahr eines bevorstehenden Krieges plötzlich zurückging. Die Zeitgenossen atmeten auf, die Normalität kehrte wieder ein.

Aber diese Oszillationen hatten eine paradoxe Wirkung: Der Paukenschlag der Krisen, verstärkt durch die Medien natürlich, hat die Menschen abgestumpft. Die Staatsmänner wähten sich sicher und unterschätzten die mit ihrem Handeln einhergehenden Risiken. Man muss nicht lange nachdenken, um die Parallelen zu unserer Zeit zu erkennen. Man denke hier an all die Krisen, die Europa und die Welt seit den 1990er Jahren geschüttelt haben, ich erwähne nur einige: Die Jugoslawienkrise, die zwei Tschetschenienkriege, der Terrorangriff auf New York, der Afghanistankrieg, der zweite Irakkrieg und seine Nachwehen, die noch bis heute fortwirken, die Georgienkrise, die Weltwirtschaftskrise, die Ukrainekrise, die griechische Finanzkrise und nun die Flüchtlingskrise. Und die Syrienkrise natürlich. Das war der erste Punkt.

Zweitens: Die Verhältnisse innerhalb von Bündnissen sind mindestens genauso wichtig wie die Beziehungen zwischen ihnen. Wir neigen dazu, den Ausbruch des Ersten Weltkrieges als Kulmination eines sich stets vertiefenden Antagonismus zwischen den Allianzen Entente und Dreibund zu sehen. In Wirklichkeit war der Mangel an Vertrauen innerhalb der Bündnisse genauso wichtig. Warum wollten die Franzosen unbedingt, dass die Russen in die Balkankrise im Sommer 1914 bewaffnet eingreifen? Weil sie dachten, Russland würde in wenigen Jahren vielleicht so stark sein, es gab so eine rhetorische Bubble um Russland herum damals, man glaubte Russland würde so stark sein, dass es eigene Wege würde gehen können und vielleicht sogar auf die Hilfe Frankreichs würde verzichten können. Jetzt wäre vielleicht die letzte Chance, gemeinsam gegen Deutschland vorzugehen. Auch in St. Petersburg brachte man das Argument, auf die Franzosen wäre in zwei, drei Jahren vielleicht kein Verlass mehr. Poincaré wäre weg, vielleicht wäre der deutschfreundliche Kriegsgegner Joseph Caillaux wieder am Steuer. Da sollte man jetzt schon zuschlagen und die günstige geopolitische Konstellation nicht verschwenden.

Die Österreicher zweifelten an der Bündnistreue der Deutschen, die in den zwei Balkankriegen eher mit den Briten kooperiert hatten als mit Wien. Und sie meinten den Zweibund mit Berlin durch eine entschlossene Reaktion auf das Attentat retten zu müssen. Und die Deutschen zweifelten an der Dauerhaftigkeit des Dreibunds. Italien bröckelte schon ab, sollte Österreich-Ungarn kollabieren, würde Deutschland allein gegen die Entente-Mächte dastehen. Angesichts dieser inneren Schwäche der

Allianzen hatten viele Entscheidungsträger das Gefühl, die Zeit läuft aus. Sie handelten unter Zeitdruck und das setzte sie alle unter Handlungsdruck. Auch hier sind die Parallelen zur Gegenwart nicht schwer zu erkennen: Die derzeitige Führung des Weißen Hauses hat es geschafft, viele ihrer traditionellen Partner zu entfremden. Die Auseinandersetzung zwischen Trump und Justin Trudeau auf dem neuesten G7-Gipfel markierten einen neuen Tiefpunkt. Seine, also Trumps, raue Art mit dem kanadischen Premierminister Justin Trudeau stand im deutlichen Gegensatz zu seinem Benehmen gegenüber Xi Jinping, in dessen Gegenwart Trump sich wie ein hackenschlagender Konfirmand benahm. Trump beschimpft den kanadischen Staatschef als schwach und wirbt gleichzeitig für die Rehabilitation von Wladimir Putin. Er hat die EU als eine Feindin charakterisiert, er hat dieses Wort benutzt, also ‚foe‘. Der einst als ‚leader of a western world‘ stilisierte Präsident der Vereinigten Staaten hat weder für ‚den Westen‘ als Wertegemeinschaft, noch für die Normen einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung den geringsten Respekt. Trump hat Zweifel an der Tiefe des amerikanischen Engagements für die NATO geäußert. Er plädiert für eine Weltordnung, die ausschließlich auf der Verfolgung der eigenen Interessen durch jeden Staat beruht. Er schafft damit ein Klima der absoluten Unsicherheit unter den Bündnisgenossen. Ein Vertrauenskollaps innerhalb der NATO würde aber keineswegs die Gefahr eines Krieges vermindern, ganz im Gegenteil: Er würde die Intransparenz und Unberechenbarkeit des Systems wesentlich erhöhen. Das war der zweite Punkt.

Drittens: Es gibt keine Peripherien. Lassen Sie mich anhand eines Beispiels erklären, was ich damit meine. Im Jahre 1911 griff Italien das Land, das wir heute Libyen nennen, ohne Provokation an mit dem Ziel, diesen Teil Nordafrikas als italienische Kolonie zu bekommen. Im Laufe dieses heute auch in Italien weitgehend vergessenen Krieges wurden damals erstmalig Flugzeuge zur Luftaufklärung eingesetzt, italienische Schiffe bombardierten die libysche Hauptstadt, es kam zu Landungen in Tripolis, Bengasi, Tobruk. Es fanden auch die allerersten Luftangriffe statt: Bomben wurden von Fliegern und Luftschiffen abgeworfen. Das war, gewiss, eine nach heutigen Maßstäben sehr handgestrickte Technik, der Pilot musste im Fliegen die Bombe zwischen den Knien halten, den Zünder einschrauben und scharfmachen und die Waffe dann mit der Hand rechtzeitig auf die feindlichen Truppen abwerfen, ohne derweil natürlich die Kontrolle über seine Maschine zu verlieren.

Bequemer war es auf den Luftschiffen, die bis zu 200 Bomben mitführten. Das waren immerhin die ersten Luftangriffe der Weltgeschichte und die Wirkung auf die türkisch-arabischen Truppen, die man heute wohl als Bodentruppen bezeichnen würde, war dementsprechend dramatisch. Exakt hundert Jahre nach diesem Konflikt fielen Bomben wieder auf libysche Städte. Die Schlagzeilen waren voller Namen, wie sie schon 1911 in den Zeitungen gestanden hatten: Tripolis, Bengasi, Sirte, Darna, Tobruk, Sahir, Misrata. Interessant an dem vergessenen Krieg von 1911 ist, dass er ein bedeutender Meilenstein auf dem Weg zum Ausbruch des ersten Weltkrieges war, schließlich hatten die Italiener in Libyen drei integrale Provinzen des osmanischen Reiches angegriffen.

Der Raubüberfall setzte auf dem Balkan eine Kette ähnlicher Angriffe auf südosteuropäische Besitzungen des osmanischen Reiches in Gang. Und die beiden Balkankriege 1912 und 1913 fegten dann wiederum ein System geopolitischer Balancen weg, die es lange ermöglicht hatten, regionale Konflikte dort

einzdämmen. Die NATO-Luftschläge haben bisher keine solch fürchterlichen Konsequenzen nach sich gezogen. Allerdings hat die libysche Intervention 2011 doch die Spannungen unter den Großmächten wesentlich verschärft. Wladimir Putin, damals russischer Ministerpräsident, hat den Einsatz der westlichen Alliierten gegen das Regime von Muammar al-Gaddafi scharf kritisiert. Er verglich die Intervention mit einem Kreuzzug. Es sei beunruhigend, sagte er, mit welcher Leichtfertigkeit der Westen immer eingreifen würde. Er müsse selbst Russland jetzt auf solche Konflikte vorbereiten und seine Verteidigungsfähigkeiten stärken.

Einige Zeitzeugen und Kommentatoren, die Putin gut kennen, sehen gerade in der Libyenkrise den entscheidenden Impuls zur betont antiwestlichen Orientierung der heutigen russischen Außenpolitik. In beiden Fällen galt Libyen als ein Ort an der Peripherie, wo man meinte handeln zu können, ohne lange über die Konsequenzen nachdenken zu müssen. So peripheral war es allerdings doch nicht. Sowohl im Jahre 1911 wie auch im Jahre 2011 schlugen die Ereignisse dort direkt auf das Verhältnis zwischen den großen Mächten zurück. Das war der dritte Punkt.

Und nun zum vierten und letzten Punkt: Unklare Signale und Unentschlossenheit stellen für den Frieden ebenso eine Gefahr dar wie exzessive Aggressivität. Auffallend an den Krisen von 1914 sind die undurchsichtigen und oft chaotischen Prozesse der Entscheidungsfindung in allen europäischen Exekutiven. Damals herrschte eine Unsicherheit, und unter den Historikern gibt es die noch immer, wer innerhalb der verschiedenen Regierungsbehörden denn genau die Macht hatte, den politischen Kurs zu bestimmen. Da stellte sich oft die Frage, ob man denn überhaupt im Falle Russlands oder Österreich-Ungarns von einer einheitlichen außenpolitischen Linie sprechen konnte oder vielmehr von einem Chor widersprüchlicher Stimmen. Die daraus folgenden Schwankungen der Politik und die widersprüchlichen Signale machten es nicht nur den Historikern, sondern zu allererst den damaligen Politikern schwer, das internationale Umfeld zu deuten.

Ist das heute so sehr anders? Nehmen wir die Politik des „Westens“, ich weiß, es gibt den Westen nicht, aber nur sprichwörtlich, gegenüber der Ukraine im Frühling 2008 als Beispiel: Die Ukraine hatte um eine beschleunigte Aufnahme in die NATO gebeten, über den sogenannten MAP, den „Membership Action Plan“. Hätte das in der Tat geklappt, wäre das ein verheerender Schlag für Russland gewesen und Wladimir Putin hatte ganz klar wiederholt gesagt, dass er das niemals akzeptieren würde. Aber US-Präsident Bush, ohne sich übrigens mit den EU-Staatschefs darüber auszutauschen, setzte sich persönlich stark dafür ein und flog sogar nach Kiew, um der damaligen prowestlichen Regierung Mut zu machen.

Die EU-Staaten waren gespalten, wie immer. Polen und die skandinavischen Staaten waren dafür, Deutschland und Frankreich dagegen, das Ergebnis war eine doppelbödige und substanzlose Politik, die in Russland einerseits provozierend wirkte, ohne andererseits für die westlichen Staaten einzeln oder als Kollektivität jemals die Basis für einen klaren und konsensfähigen Kurs schaffen zu können. Das Assoziierungsabkommen zwischen der EU und der Ukraine, das erste Abkommen neuen Typs im Rahmen der östlichen Nachbarschaftspolitik der EU, schuf auch innerhalb der Ukraine eine neue und potenziell gefährliche politische Situation. Es war letztendlich die Entscheidung des pro-russischen Präsidenten Viktor Janukowitsch, die Unterzeichnung dieses Vertrages aus „Gründen der nationalen Sicherheit“, wie er sagte, auszusetzen, die die Unruhen in der Ukraine veranlasste.

Egal wie man den jetzigen eingefrorenen Krieg in der Ukraine beurteilt, eine kluge und wohldurchdachte Politik war das nicht unsererseits. Und das soll übrigens überhaupt keine Apologie für Wladimir Putin sein, der inzwischen den Antagonismus zum Westen zum tragenden Prinzip seiner Staatskunst erhoben hat. Und dessen Regime sich immer wieder abschreckende Verstöße gegen die internationale Ordnung, und ich würde auch sagen gegen den menschlichen Anstand und Moral, erlaubt. Also, keine Apologie für Putin, aber Einsichten zum eigenen Beitrag zu diesen Eskalierungsprozessen.

Ich will hier schließen. Direkte Analogien zwischen Vergangenheit und Gegenwart sind nie plausibel, da haben meine Kollegen natürlich Recht. Die Politiker lieben es, Eins-zu-eins-Gleichungen festzustellen: Saddam Hussein gleicht Adolf Hitler, die Ukraine-Krise ist München 1938 oder gar Europa im Sommer 1914. Bei solchen Eins-zu-eins-Analogien handelt es sich allerdings meistens nur um mutwillige Aktualisierungen. Sie wirken moralisierend und propagandistisch, bringen aber keinen wirklichen Erkenntnisgewinn. Wer genauer auf die Botschaften der Geschichte hört, wird schnell erkennen, dass sie eben keine Lehrerin ist, sondern ein Orakel. Statt kompakte Ratschläge zu erteilen, bietet sie uns rätselhafte Erzählungen, über deren Relevanz für die Gegenwart wir erst lange nachdenken müssen.

Es gibt heute keinen Theobald von Bethmann-Hollweg und keinen Conrad von Hötzendorf und keinen Raymond Poincaré. Aber es gab Menschen und es gibt sie noch, die sich immer wieder in Zwangssituationen hinein manövierten. Wenn wir uns die Geschichte anschauen, ohne vorher zu wissen, was wir von ihr lernen wollen, kann sie unser Blickfeld erweitern, unsere Reflexionen vertiefen, uns weiser machen, als wir ohne sie wären. Wer das tut, wird vielleicht die gefährlichsten Zwangssituationen vorher erkennen oder ihnen sogar entkommen. So jedenfalls meine Hoffnung. Ich danke Ihnen.